

„A bissle Pech braucht’s au“ – warum Gott das Baumstachelschwein schuf

Christian Eisert begegnet Schwaben, einem Baumstachelschwein und malt Gott.

*Wie ist der Mensch doch klein,
tut in Kanada er sein.
Sehr viel größer, obwohl derselbe,
ist man zwischen Rhein und Elbe.*

Dazu gleich mehr. Zunächst jedoch ein Geständnis:

Es ist beschämend, doch es stimmt. Ich kenne mehr Figuren im klassischen Gesellschaftstanz als in der Bibel. Selbstverständlich kann ich einige biblische Figuren aufzählen, doch schon beim zweiten Nachdenken, bin ich mir nicht mehr sicher, ob diese Figur aus dem Alten oder Neuen Testament stammt oder doch aus einem Film von Monty Python.

Bei einer jedoch, bin ich mir ganz sicher, dass es sie gibt, denn sie wird in der Heiligen Schrift in den verschiedensten Zusammenhängen erwähnt. Das weiß ich ganz genau.

Stopp mal kurz... *(zum Techniker)* „Kann ich eigentlich im Anschluss jemanden grüßen?“

TECHNIKER *(aus der Regiekabine)*: „Nein. Machen Sie bitte weiter.“

EISERT: „Wissen Sie noch, wo ich war?“

TECHNIKER *(aus der Regiekabine)*: „Das weiß ich ganz genau.“

EISERT: „Schön. Und wo?“

TECHNIKER *(aus der Regiekabine)*: „Das weiß ich ganz genau.“

EISERT: „Jadoch. ... Achso... verstehe... Bei einer jedoch, bin ich mir ganz sicher, dass es sie gibt. Das weiß ich ganz genau. Aber vielleicht sollte ich anders anfangen.“

TECHNIKER *(aus der Regiekabine)*: „Nein, machen Sie bitte weiter wie besprochen.“

EISERT: „Das tue ich ja. Das gehört zum Text.“

TECHNIKER *(aus der Regiekabine)*: „Sorry...“

EISERT: Aber vielleicht sollte ich anders anfangen. Es begab sich zu einer Zeit, als die Herren Schmidt und Honecker unterschiedlich große Teile Deutschlands regierten.

Kurz vor Ende der Dekade, 1979, kam ich in den Kindergarten. Und zwar in einen evangelischen, was in der DDR schon etwas Besonderes war und ganz schön mutig von meiner Mutti, die ich hier verbotenerweise grüße. Hallo, Mama!

Hin und wieder greife ich heute auf meine christliche Kindergartenvergangenheit in der DDR zurück, um mich als Widerständler zu profilieren. Ich gebe zu, das ist fragwürdig. Unzweifelhaft bleibt jedoch die Tatsache, dass ich als Insasse eines evangelischen Kindergartens schon als kleiner Junge in Kontakt mit der Bibel kam. Und in Konflikt mit der Kirche.

Das kam so:

Als ich ein kleiner Junge war, besaß ich nicht nur die Fähigkeit senkrecht zu wachsen, sondern auch Großväter. Genau zwei Stück. Mit ihnen verbrachte ich viel Zeit.

Der eine hieß - da sich mein Gesprächsanteil in Telefonaten, die ich als Dreijähriger mit ihm führte, auf die zwischen Begrüßung und Frage oszillierenden Worte „Opa Hallo?“ beschränkte - Opa Hallo.

Der andere Opa hieß familienintern „der andere Opa.“ Jener las mir Grimms Märchen vor, bastelte für mich Flugdrachen und beeindruckte mit - häufig auch funktionierenden - Zauberkunststücken.

„Opa Hallo“ dagegen fuhr mit mir und der dazugehörigen Oma häufig in den Urlaub, zum Beispiel in den Harz, und er brachte mir viele kluge Lebensweisheiten bei. So war er der Überzeugung, dass Menschen, die einen Bart tragen, Verbrecher seien. Denn durch den Bart würden sie ihr wahres Gesicht verbergen, was sie ja nicht zu tun brauchten, wenn sie nichts verbochen hätten. Eine Kausalkette, die ich als schon Dreijähriger sehr schlüssig fand.

In meinem evangelischen Kindergarten begann der Tag mit dem Morgenkreis, dann gab es Frühstück und dann ging es hinaus zum Spielen in den Kindergartengarten. Meist spielte ich mit Andreas und Johannes.

An dem Tag, von dem ich erzählen will, stand offensichtlich frühkindliche Kunsterziehung auf dem Programm. Jedenfalls erteilte uns unsere Gruppenleiterin Frau Serwall - vielleicht war's auch Tante Bärbel - den Auftrag, Gott zu malen.

Damals machte ich mich gleich ans Werk, ohne an das 1. Gebot zu denken.

Eben habe ich noch mal im Internet unter dem Stichwort Zehn Gebote nachgeschaut – landete erst bei Ebay. Und dann an der richtigen Stelle: 5. Buch Mose, Kapitel 5: Fertige dir kein Götterbild an. 2. Buch Mose, Kapitel 20 steht es noch mal. Tja...

Wahrscheinlich dachten sich Frau Serwall - oder Tante Bärbel -, was 1508 Michelangelo während der Renaissance in der Sixtinischen Kapelle durfte, sollten 1980 Kinder eines evangelischen Kindergartens im DDR-Sozialismus erst Recht dürfen.

Wir malten also Gott.

Unsere Werke sollten am Abend bei einer Elternversammlung ausgestellt werden.

Mein Freund Andreas malte Gott mit Trommeln. Und als ihn Frau Serwall - oder Tante Bärbel - fragte, warum er Gott mit Trommeln gemalt habe, antwortete er – und es beeindruckt mich noch heute: „Wenn Gott die Trommeln schlägt, läuten auf der Erde die Glocken.“ Frau Serwall – oder Tante Bärbel - schrieb Andreas' meisterliche Metapher neben das Bild.

Ich hatte Gott – in meiner kindlichen Vorstellung ein weiser, alter Mann – ohne groß nachzudenken, mit einem langen Bart gemalt. Als die Kindergärtnerinnen mich fragten, warum ich Gott so gemalt hätte, erinnerte ich mich daran, was mir Opa Hallo über Männer mit Bart gesagt hatte. Neben mein Bild schrieb man: „Gott trägt einen Bart wie ein Verbrecher.“

Am Abend hing mein Werk als einziges nicht öffentlich aus und meine Mutter musste zum Einzelgespräch und beantworten, was bei mir zu Hause los sei.

Dabei hatte ich ja gar nichts über Gott, sondern nur über Männer mit Bart gesagt.

Ob Opa Hallo mit seinen Ansichten über Barträger Recht hatte, versuche ich bis heute herauszufinden. Bisweilen gar, in dem ich selbst einen Bart trage.

Als zutreffend erwies sich jedoch ein anderer Satz, den er mir, als ich klein war – so etwa 95 Zentimeter – mit auf den Weg gab.

Das konnte ich kürzlich und nun schon groß – nämlich 1 Meter 89 – überprüfen. Opa Hallo hatte behauptet, die ersten Siedler, die an der Nordamerikanischen Küste an Land gegangen waren, wären Deutsche gewesen und hätten, da sie keine Menschenseele antrafen, ausgerufen: „Keiner da.“ Woraus später der Name des Landes entstanden sei: Kanada.

Womit ich wieder beim eingangs rezitierten Vierzeiler angelangt wäre.

Eine Freundin überließ mir Ende des letzten Sommers für zwei Wochen ihr Haus an der kanadischen Atlantikküste, genauer auf der Halbinsel Nova Scotia.

Die kanadische Landschaft ist ja sooo abwechslungsreich. Mal sind die Straßen gesäumt von dichtem Wald, dann wieder schimmert links oder rechts des Highways ein stiller See oder es folgt eine kleine Ortschaft mit wunderhübschen Holzhäusern... bevor es in den Wald hinein geht. Oder ein See kommt. Links oder rechts der Straße. Dann wieder ein Wald. In dem stehen ab und zu pittoreske Häuser aus Holz, oft wunderhübsch an einem See gelegen, der von Wald umgeben ist.

Manchmal wechseln sich kilometerlang auch nur Wald und Bäume ab. Einzig die endlosen Reihen hölzerner Telegraf- und Strommasten, die jede Straße begleiten, sind Anzeichen menschlicher Existenz. Opa Hallo hatte also Recht. „Keiner da in Kanada.“

Das hat Nachteile.

Ich fuhr auf dem Highway 331, der überraschenderweise durch einen einsamen Wald mit See führte, und traf auf eine vierköpfige Familie: Mann, Frau, Tochter und etwas, was nicht ganz zuzuordnen war. Alle vier

standen vor ihrem Wagen, der aus dem Motorraum qualmte. Sie zeigten sich hocheifrig, dass ich des Wegs kam, denn auf den meisten Straßen Kanadas gelten fünf Autos die Stunde als dichter Verkehr.

In Kanada ist der Mensch freundlich. Nicht weil Kanadier bessere Menschen sind. Aber als Kanadier weiß man ja nicht, ob man irgendwo zwischen See und Wald mal Hilfe benötigt. Und wenn der einzige Autofahrer, der vorbeikommt und helfen könnte, zufällig der Nachbar ist, zu dem man zwei Tage vorher herüber brüllte: „Bis 15 Uhr ist Mittagsruhe. Rasenmäher aus!“, dann wäre das ungünstig. In Deutschland braucht niemand freundlich zu sein, denn es fahren ja sowieso alle weiter.

Obwohl kein Kanadier, hielt ich, stieg aus und hörte den Mann zu seiner Frau sagen: „s isch besser, du sagscht nix.“ Als ich fragte: „Hallo, kann ich helfen?“, sagte stattdessen der Mann erst mal nix, während sie mir ein fröhliches „Grüß Gott“ entgegen trällerte.

Anschließend lobpreiste sie die Schönheit der ja eher langweiligen Landschaft - im Grunde ist Kanada ein Mix aus Thüringer Wald und Mecklenburger Seenplatte, nur größer – und regte sich darüber auf, dass ihr qualmendes Auto den ganzen schönen Urlaub kaputt zu machen drohe. Sie hätten Glück mit dem Quartier und mit dem Wetter und mit mir, nur das Auto... „isch am rauche...“

Da fand er seine Sprache wieder und sprach eine „Opa Hallo“-würdige Weisheit: „A bissle Pech braucht's au, sonst wär's Glück normal, gell?!“

Mit Hilfe des in meinen Mietwagen eingebauten Notrufsystems organisierte ich, „Technical Support“.

Nach 14 Tagen, in denen ich pannenfrei 2400 Kilometer Auto fuhr, flog ich wieder zurück nach Deutschland. Obwohl sich die Stewardessen sehr engagierten, waren meine Sitznachbarin und ich die einzigen im Flugzeug, die sich für die Handhabung von Schwimmweste, Sauerstoffmaske und Notrutsche interessierten. Schon deshalb war mir meine Sitznachbarin sympathisch. Eine leicht übergewichtige Lehrerin, die mir begeistert von ihren Begegnungen mit Elchen und Schwarzbären erzählte.

Das gefährlichste Tier, das mir begegnete, traf ich im Garten meines Anwesens. Über den Rasen schnuffelte ein dunkles Etwas, das wie ein aufgeblasener Biber aussah. „Porcupine“, klärte mich ein Einheimischer auf, dem ich später davon erzählte. „Very dangerous!“

Das Porcupine heißt im Deutschen: Baumstachelschwein. Seine nur lose in der Haut steckenden Stacheln bleiben leicht in Hundenasen oder Menschenbeinen hängen und bohren sich dann aufgrund winziger Widerhaken bei jeder Bewegung immer tiefer ins Fleisch. Kein Wunder, dass der einzige Feind des Baumstachelschweins das Auto ist.

Zuhause macht ein Schwarzbär natürlich mehr her. Deshalb war ich neidisch auf die Lehrerin.

Sie behauptete, sie stamme aus Stuttgart, dabei sprach sie gar nicht wie die Menschen aus dem Wald. Das hatte auch einen Grund. Sie war im Harz geboren. „Wo?“

Zögernd sagte sie: „Blankenburg.“

„Das kenne ich“, rief ich aus. „Da habe ich als Vierjähriger Jodeln gelernt.“ Dass ich Jodeln kann, wollte sie nicht glauben. Ich traute mich nicht, es in dem vollbesetzten Flugzeug vorzuführen. Der Terrorbegriff wird ja

immer enger gefasst. Aber ich kann wirklich jodeln und klagte ihr mein Leid, dass ich diese Fähigkeit - außer damals, als ich im Alter von vier Jahren das Folkloreprogramm der Blankenburger Trachtengruppe durcheinanderbrachte, indem ich mitjodelte - dass ich diese Fähigkeit in 35 Jahren meiner Existenz noch nie sinnvoll habe einsetzen können.

„Gott, wird sich schon was dabei gedacht haben“, tröstete mich die Lehrerin. Und ich fasste mir unwillkürlich an meinen Drei-Tage-Bart. Immer wieder Gott...

Wenn ich heute, 30 Jahre später, gebeten würde, Gott zu malen, vielleicht von einem Journalisten oder bei der Einreise in die USA - dann würde ich Gott... – es könnte auch in einer Frauenzeitschrift sein und hinterher kann ich in einer Tabelle nachschauen, was meine Zeichnung bedeutet und ich würde wissen, welcher Flirttyp ich bin..., wenn ich also heute Gott malen würde, wäre es keine Person, sondern folgende Szene:

Wald, ganz viel Wald, Wald bis zum Horizont. Von oben rechts, nach unten links jedoch werden Wald und Bild durch eine endlose Landstraße geteilt, die – aus Gründen der Perspektive – oben rechts schmal anfängt und nach unten zunehmend breiter wird. Auf dieser endlosen Landstraße steht im Vordergrund ein großes Düsenflugzeug. Es ist offensichtlich notgelandet. Die linke Tragfläche hat mehrere Telegrafmasten umgerissen. Das Bugrad ist gebrochen und das Flugzeug auf der Straße im Wald liegt mit der Nase auf dem Asphalt. Die Triebwerke qualmen. In den Bullaugenfenstern sehen wir die Passagiere. Alle unverletzt. Aufgerissene Augen, ungläubige Blicke, ein paar Passagiere können lachen, andere wirken ratlos. Denn von der vorderen Flugzeugtür hängt die gelbe Notrutsche herab. Ja, sie hängt schlaff herab. Eben noch hatte sie sich vorschriftsmäßig aufgeblasen, nun aber ist ihr alle Luft entwichen. Warum bloß? Auch das sehen wir. Ganz unten am Bildrand schaut, halb verdeckt von der gelben, schlaffen Notrutsche, ein stacheliges Baumstachelschwein hervor. In der Sprechblase über dem Baumstachelschwein steht: „A bissle Pech braucht's au, sonst wär's Glück normal, gell?!“

TECHNIKER (*aus der Regiekabine*) „Noch Zwanzig.“

EISERT: „Bitte?! Was meinen Sie mit „Noch zwanzig“?“

TECHNIKER (*aus der Regiekabine*): „Noch fünfzehn.“

EISERT: „Fünfzehn? Fünfzehn Sekunden? Ist meine Zeit schon um?“

TECHNIKER (*aus der Regiekabine*): „Zehn...“

EISERT: „Ich wollte doch noch erklären, warum dieses Bild für mich Gott darstellt...“

TECHNIKER (*aus der Regiekabine*): „Fünf...“

EISERT: „Kann ich wenigstens noch meine Schlusspointe...?“

TECHNIKER (*aus der Regiekabine*): „Aber schnell!“

EISERT (*jodelt*): „Holla-daa hu-diii, Holla-d...“

Musik: „Scrapple from the apple“ (Charlie Parker), Amsterdam Loeki Stardust Quartet (Blockflöten).

Alle Manuskripte zur Sendereihe erscheinen in dem Buch:

Mörder, Bäcker und Prophetinnen – Prominente treffen „Helden“ der Bibel, hg. von Petra Schulze, Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2011.

Kain und Abel, Sarah und Abraham, Maria von Magdala, Mose oder den König David diese "Helden" der Bibel meinen wir zu kennen. Wirklich? Und sind sie für uns heute noch interessant? In der Sendereihe „Mörder, Bäcker und Prophetinnen“ treffen Prominente von heute auf Menschen biblischer Zeit. Daraus entsteht Neues: Zeugnisse, die nachdenklich, dramatisch, verstörend, witzig, aufbauend und tröstend sind. Schriftstellerinnen, Kabarettisten, Regisseure, Politikerinnen und viele mehr lassen sich auf das Abenteuer solcher Begegnungen ein. Und dabei treffen die Prominenten nicht nur auf biblische Prominenz, sondern auch auf eher unbekanntere Figuren der Bibel: Machla, der Bäcker aus der Josefsgeschichte, oder ein Mann namens Bartimäus haben Wichtiges zu erzählen.

Aus heutiger Zeit sind dabei: Wladimir Kaminer, Eckart von Hirschhausen, Günther Beckstein, Margot Käßmann, Katrin Göring-Eckardt, Erwin Grosche, Joe Bausch, Dietrich Grönemeyer, Patricia Görg, Susanne Krahe, Elisabeth Raiser, Henriette Piper, André Schäfer und Christian Eisert.